

Schwiegersohn entlastet das spanische Königshaus

Ein eisiger Wind wehte, als Iñaki Urdangarin am Samstagmorgen das Gerichtsgebäude in Palma de Mallorca betrat. Eilig war auch die Stimmung draußen, Hunderte hatten ausgeharrt, um den Schwiegersohn des Königs bei seiner Ankunft auszupfeifen. „Keine Sorge, zur Not wirst du begnadigt“, höhnte ein Mann. Urdangarin ist das erste Mitglied der spanischen Königsfamilie, das jemals vor den Kadi treten musste. Der vierfache Familienvater und sein ehemaliger Geschäftspartner Diego Torres stehen unter dem Verdacht, Geld unterschlagen zu haben. Über eine angeblich gemeinnützige Stiftung namens „Nós“ sollen sie von Regionalregierungen mehr als acht Millionen Euro eingesammelt und diese auf ihre eigenen Konten transferiert haben. Vor einer Woche hatte Torres seinen einstigen Freund und Partner schwer belastet und dem Richter fast 200 E-Mails übergeben, die beweisen sollen, dass das Königshaus und Urdangarins Gattin, Infanta Cristina, 47, von den kriminellen Machenschaften Iñakis wussten und ihn teilweise sogar unterstützten.

Wie erwartet, stritt der 45-Jährige bei seinem zweiten Verhör binnen eines Jahres diese Vorwürfe ab. „Das Königshaus hat mich weder beraten, autorisiert noch für meine Aktivitäten bei Nós gebürgt“, so Urdangarin, der diesmal ohne seine Frau angereist war. Auf Geheiß der Königsfamilie musste sie zu Hause bleiben, berichtet die Tageszeitung „El Mundo“. Man habe ihm vielmehr dazu geraten, diese Arbeit aufzugeben, hieß es aus Justizkreisen. Am Hof fürchtet man, dass der Finanzskandal das ohnehin geschwächte Fundament der spanischen Monarchie noch weiter aushöhlen könnte. 24 Stunden vor Urdangarins Gerichtstermin sah sich der Pressesprecher des Königshauses genötigt, Gerüchte über einen Rücktritt des Königs Juan Carlos, 75, zugunsten seines Sohnes Felipe zu dementieren.

Urdangarin ist inzwischen „Persona non grata“ im Palast, sein Name wurde von der Homepage der Casa Real gelöscht, er darf auf keiner Familienfeier mehr erscheinen und seine Figur wurde sogar aus dem Madrider Wachsfigurenkabinett entfernt. Auf Mallorca wurde nun eine nach ihm benannte Straße umgetauft. *ute*

NACHRICHTEN

Geisterfahrer-Drama: Vater erschlägt Töchter

UNGLÜCK Ein Familienvater in Erftstadt in der Nähe von Köln soll seine beiden Kinder mit einem Hammer erschlagen haben, bevor er einen Unfall als Geisterfahrer provozierte und selbst starb. Die Polizei bestätigte, dass der 42 Jahre alte Mann seine zwei und vier Jahre alten Töchter mit einem Hammer getötet hatte. Die Ermittler fanden das Werkzeug im Haus der Familie. Das Motiv für die Gewalttat habe am Samstagnachmittag noch im Dunkeln gelegen, sagte ein Polizeisprecher. „Es wurde kein Abschiedsbrief gefunden.“ Auch eine kurze Anhörung der unter Schock stehenden Mutter habe noch keine Hinweise ergeben. Die Mutter, 36, war am Freitagabend unterwegs, der Vater sollte sich allein um die Kinder in der Doppelhaushälfte der Familie kümmern. Das Paar lebte seit einiger Zeit getrennt. An einer Raststätte der A 61 wendete der Mann den Wagen und raste frontal in einen entgegenkommenden Lastwagen.

Atommüllbehälter mit Lecks in den USA entdeckt

UNFALL Im Atommülllager von Hanford im US-Bundesstaat Washington sind Lecks an sechs unterirdischen Behältern entdeckt worden. Es bestreite aber keine unmittelbare Gefahr für die Gesundheit der Bevölkerung, erklärte der Gouverneur des Bundesstaats, Jay Inslee. Trotz allem sei dies eine „beunruhigende Nachricht“ für alle Einwohner des Bundesstaats, sagte Inslee nach einem Treffen mit Energieminister Steven Chu. So werde die Entdeckung der Lecks die Frage auf, wie sicher die fast 150 weiteren Behälter in Hanford seien, in denen radioaktiver Müll lagere. Die Armee produzierte früher in der Anlage in Hanford, rund 300 Kilometer südöstlich von Seattle, Plutonium für Atombomben. Heute lagern dort Nuklearabfälle.

S

Sebastian war schon lange das schwarze Schaf der Familie M., das wussten seine Eltern, aber wie weit er gehen kann, ahnten sie nicht. Sie sind Akademiker, sie kümmern sich um ihre beiden Mädchen und den Jungen, Sebastian. Er ist so einer, über den man sagt, er sei in gutem Elternhaus aufgewachsen, und sich dann wundert, warum so etwas trotzdem passieren konnte.

VON JAN DAVID SUTTHOFF

Es gibt eine Hauptstraße und mehrere Kirchen im oberfränkischen Scheßlitz, einem Nachbarort von Bamberg, die Leute wissen viel voneinander dort. Ein Seniorenzentrum gibt es auch, das St.-Elisabeth-Heim ist ein barocker Altbau, modernisiert, aber mit Erinnerungen an vergangene Zeiten. In die Flure haben sie Möbel gestellt, Sessel, Tische, Sofas, die einmal bei Patienten im Wohnzimmer standen.

Im April 2012 fängt Sebastian M., 17 Jahre alt, hier als Praktikant an. Wenn alles gut geht, kann es eine Vorbereitung sein, um im Herbst eine Ausbildung zum Altenpfleger zu beginnen. Er lebt mit seiner Familie im Ort, gerade hat er nichts Besseres zu tun, und die Klinik freut sich über jede Unterstützung. Der Verdienst ist gering, die Arbeit nicht für jeden das Richtige. Viele Bewohner des St.-Elisabeth-Heims wissen nicht mehr viel aus ihrem Leben, sie sind verwirrt, verbittert, ein Herr bespuckt Sebastian mit Essen.

Maria F. ist anders. Sie sieht allenfalls noch schemenhaft, ihr Körper ist schwach, aber der Kopf gehorcht ihr. Vor etwa drei Jahren hat Maria F. ihr Zuhause gegen die Klinik tauschen müssen, vor ein paar Monaten ist sie 100 Jahre alt geworden.

Maria F. hat keine Kinder, nur ein paar Nichten und Neffen. Eine Nichte besucht Maria F. einmal in der Woche, sie hat es nicht weit, weil sie in der Nähe wohnt. Aber ein Besuch in der Woche, das ist nicht viel. Deshalb freut sich Maria F., wenn Sebastian ihr in der übrigen Zeit die Langeweile nimmt, sie im Rollstuhl durch die Einrichtung oder über den Hof schiebt und sich mit ihr unterhält. „Sie können stolz sein auf Ihr Alter“, sagt er ihr immer wieder. Später wird Sebastian M. Maria F. als seine „Lieblingspatientin“ bezeichnen. Und er wird von einem Dialog zwischen ihm und der Frau berichten, ergreifend soll er gewesen sein.

„Junge, ich will nicht mehr weitermachen, mein Leben macht keinen Sinn mehr.“

„Aber was soll ich denn tun?“ „Lasst euch etwas einfallen.“ Maria F. ist in einem Doppelzimmer im Erdgeschoss untergebracht. Eine Mauer verdeckt die Sicht von einem Bett zum anderen, aber Maria F.s Zimmerschönheit wäre ohnehin nicht mehr in der Lage, zu verstehen, was da passiert. Am 26. Juni 2012, einem Dienstag, betritt Sebastian M. gegen sieben Uhr früh den Raum, wie er es schon so häufig gemacht hat, um die Rückenlehne von Maria F.s Bett aufzurichten und die Frau zu waschen. Er presst ihr das 40 mal 80 Zentimeter große Beikissen, das eigentlich gedacht ist, um Beine, Arme oder Füße zu stabilisieren, ins Gesicht, 30 Sekunden lang drückt er. Und schon währenddessen denkt er, dass es nicht er sein kann, der das gerade tut. Maria F. schnauft, regt sich leicht, dann passiert nichts mehr. Sebastian M. nimmt das Kissen wieder aus ihrem Gesicht, er kämmt die Frau und richtet ihren Körper so, dass er friedlich daliegt. Dann geht er zur Pflegeleitung, Frau F. sei tot, sagt er, kurz darauf stehen sie gemeinsam im Zimmer von Maria F.

„Da atmet sie plötzlich wieder.“ Sebastian M. hat nichts Auffälliges an sich. Er ist fast 1,80 Meter groß, ein bisschen mopelig, seine Haare sind mittelblond, oft trägt er Kapuzenpullover und Jeans. Basketball hat er mal gespielt, er war gar nicht so schlecht, aber er hat wieder aufgehört. Sein Vater spielt mehrere Instrumente, eine Weile probierte sich Sebastian am Euphonium, einem Mittelding zwischen Horn und Tuba, brach aber ab. Messdiener war er. Er hat auch schon einmal eine Ausbildung zum Pfleger begonnen – aber er hat sie nicht zu Ende gebracht. Er wisse nichts mit sich anzufangen, sagt sein Anwalt, und was er doch

mal anfange, das schmeiße er hin. Er strebt nach nichts, er hat kein Ziel.

Am Morgen darauf, es ist der 27. Juni, draußen kündigt sich ein lauwarmen Frühlingsmorgen an, geht Sebastian M. wieder in das Zimmer von Maria F. Diesmal drückt er fester. Wieder holt er die Pflegeleitung, ein Arzt kommt hinzu und bestätigt: Maria F. lebt nicht mehr, sie ist eines natürlichen Todes gestorben. Sebastian weiß es besser.

Ein gutes halbes Jahr ist seitdem vergangen, nun wird Sebastian M. angeklagt, der Vorwurf lautet: Tötung auf Verlangen. Der Oberstaatsanwalt hatte anfangs Zweifel, Zweifel gehört zu seinem Beruf, aber Pfleger und Ärzte, die mit Maria F. zu tun hatten,

Sebastian M. rückt Leuten den Stuhl zu, auch wenn die es noch gar nicht nötig haben. Während des Praktikums soll er beliebt gewesen sein, ehemalige Kollegen schillern ihn als sehr fürsorglich. Menschen, die ihn besser kennen, beschreiben Sebastian als zurückhaltend, fast schüchtern, aber gerade heraus, wenn man ihn etwas fragt.

Als die Polizei von ihm wissen wollte, ob er Maria F. getötet habe, da hat er alles gestanden, obwohl sein Anwalt ihm gesagt hat, dass er das nicht müsse. Das ist der eine Sebastian.

Der andere hat im Klinikum Geld von Patienten gestohlen, wenn Angehörige ihnen etwas vorbeigebracht hatten, damit sie sich

selbst schon mit dem Gesetz in Konflikt geraten sind. Einer soll in ein Vereinsheim eingebrochen sein.

Aber Sebastian lässt sich einspannen von ihnen. Für den Psychologen gehört es zu Sebastians Labilität, dass er folgt, wenn ihm jemand, zu dem er aufschaut, etwas aufträgt. Und er schaut zu ihnen auf, weil sie für ihn da sind, scheinbar, bei ihnen bekommt er Aufmerksamkeit und etwas, was sich wie Anerkennung anfühlt.

Seine Schwester gehen erfolgreich aufs Gymnasium, Sebastian hat gerade einmal den Hauptschulabschluss gemacht – obwohl ihm wahrscheinlich mehr möglich gewesen wäre. Zu Hause bei den M.s zählt Perfektion, Sebastian ist nicht perfekt. Und Jungs auf der Straße nörgeln nicht ständig an einem herum.

Er hat auch andere Freunde wie den Nachbarsjungen, solche, die keine Gegenleistungen erwarten. Aber nach der Tat, als ihm die Sache über den Kopf wächst, schickt er keine Kurznachrichten auf ihre Handys, sondern auf die der Leute aus seiner Straßenclique. Er schreibt ihnen, dass er zum Mörder geworden sei. Und weil er offenbar Sorge hat, sie könnten sich von ihm abwenden, schreibt er auch: „Die wollte des doch auch. Ich habe ihr doch nur ihren letzten wunsch erfüllt. Nicht das du und I... Ez den kontakt mit mir abbrechen.“

Die Empfänger der Nachrichten glauben erst nicht, was sie lesen, aber dann fangen sie an zu grübeln, fragen in der Klinik nach, ob da gerade jemand verstorben sei. Und weil man ihnen das bestätigt, gehen sie zur Polizei und verraten Sebastian. „Er hat es mit Absicht gemacht, weil er ihr 30 Euro gestohlen hatte“, sollen sie anschließend einer Zeitung gesagt haben. Sebastian hat einige Menschen bestohlen, Maria F. aber nicht.

Er wird wohl ins Gefängnis müssen, ein halbes Jahr bis fünf Jahre Haft sieht der Gesetzgeber bei Tötung auf Verlangen vor. Weil Sebastian M. bei der Tat noch nicht erwachsen war, wird sein Fall Anfang April vor der Jugendkammer des Bamberger Landgerichts verhandelt. Der Oberstaatsanwalt will nicht viel zu der Sache sagen, weil es um einen Minderjährigen geht, und er bittet auch darum, Sebastians richtigen Namen nicht zu nennen. Aber er sagt, dass es ein seltes Delikt sei, dass er ein, zwei Jahrzehnte zurückdenken müsse, wann er zuletzt so etwas auf dem Tisch gehabt habe. Dazu kommt, dass es typischerweise Ehepartner oder Verwandte sind, die einem Angehörigen seinen Sterbewunsch erfüllen, und nicht jemand, der das spätere Opfer kaum kennt.

Sebastian sitzt nun in einer Einrichtung zur Untersuchungshaft-Vermeidung der evangelischen Jugendhilfe. Es ist eine besondere Unterbringung für die Wartezeit auf den Prozess, ein bisschen wie eine Jugendherberge, nur mit Einlasskontrolle und Ausgangssperre. Sebastian sei dort nicht dem Gruppendruck ausgesetzt, wie es in einer gewöhnlichen U-Haft-Anstalt der Fall wäre, sagt sein Anwalt, „da wäre er wieder das Opfer“. Die Justiz hat bei Sebastian Hoffnung, dass er noch etwas aus seinem Leben machen kann.

Wenn sein Anwalt vorbeikommt, fragt Sebastian immer, wie die Brose Baskets sich schlagen, die Bamberger Profi-Basketballmannschaft. Und er fragt: Bin ich ein Unmensch?

Seine Eltern wussten, dass er schwierig ist, so nennen sie das, und planlos, aber das regele sich von allein, dachten sie. Jetzt wissen sie, dass es das nicht tut. Aber sie unterstützen ihn, so gut es geht. Zwei Stunden im Monat darf Sebastian Besuch empfangen. Sein Anwalt hat den Eltern geraten, die Zeit auf mehrere Termine aufzuteilen.

Er bekommt Hilfe in der Einrichtung, soll lernen, sich abzugrenzen, seine eigene Meinung zu entwickeln. Und er soll sich Ziele setzen. Als sein Anwalt ihn gefragt hat, was er vor habe, später, hat er gesagt, dass er Tiere möge, dass er den Hund der Familie vermisste. Er könnte sich vorstellen, Tierpfleger zu werden.

„Junge, ich will nicht mehr“

Sebastian M. ist Praktikant in einem Altenheim in Oberfranken. Der 17-Jährige ist beliebt und fürsorglich. Eines Tages erstickt er eine 100-jährige Frau mit einem Kissen. Sie habe es so gewollt, sagt er



sowie ihre Verwandten sagten aus, dass sie auch ihnen gegenüber geäußert habe, sterben zu wollen, und zwar schon lange, bevor Sebastian in die Klinik kam. Und sie hatte ja auch niemanden angesprochen nach Sebastians erstem Tötungsversuch. Das hätte sie doch, wenn sie nicht hätte sterben wollen, oder? Gekonnt hätte sie es jedenfalls.

Ein Psychologe hat Sebastian M. untersucht. Er sei labil, attestierte der, er habe eine innere Distanz zum äußeren Tun. Das bedeutet, dass er weiß, es ist falsch, was er tut. Nur tut er es dennoch.

„Sebastian ist ein schwieriger Fall“, sagt sein Anwalt, „man erkennt keine klare Linie bei ihm.“

davon eine Zeitung kaufen oder zum Friseur gehen, 650 bis 670 Euro insgesamt.

In Scheßlitz hat Sebastian Pflanzen aus Blumenkübeln gerissen, eine Kreditkarte gestohlen, die Schule geschwänzt. Immer zusammen mit ein paar anderen Jungs. Manchmal waren sie einfach betrunken und hatten nichts anderes, woran sie ihre Kräfte auslasten konnten. Scheßlitz ist ein hübsches Örtchen, aber es ist nicht viel los.

In den Jungs, mit denen er oft abhängt, sieht Sebastian seine Freunde. Sein Anwalt bezeichnet sie als Bekannte, wenn überhaupt. Es sind Jungs, von denen Sebastians Eltern sagen, dass sie sie ungern zu Hause empfangen haben, und sein Anwalt, dass sie